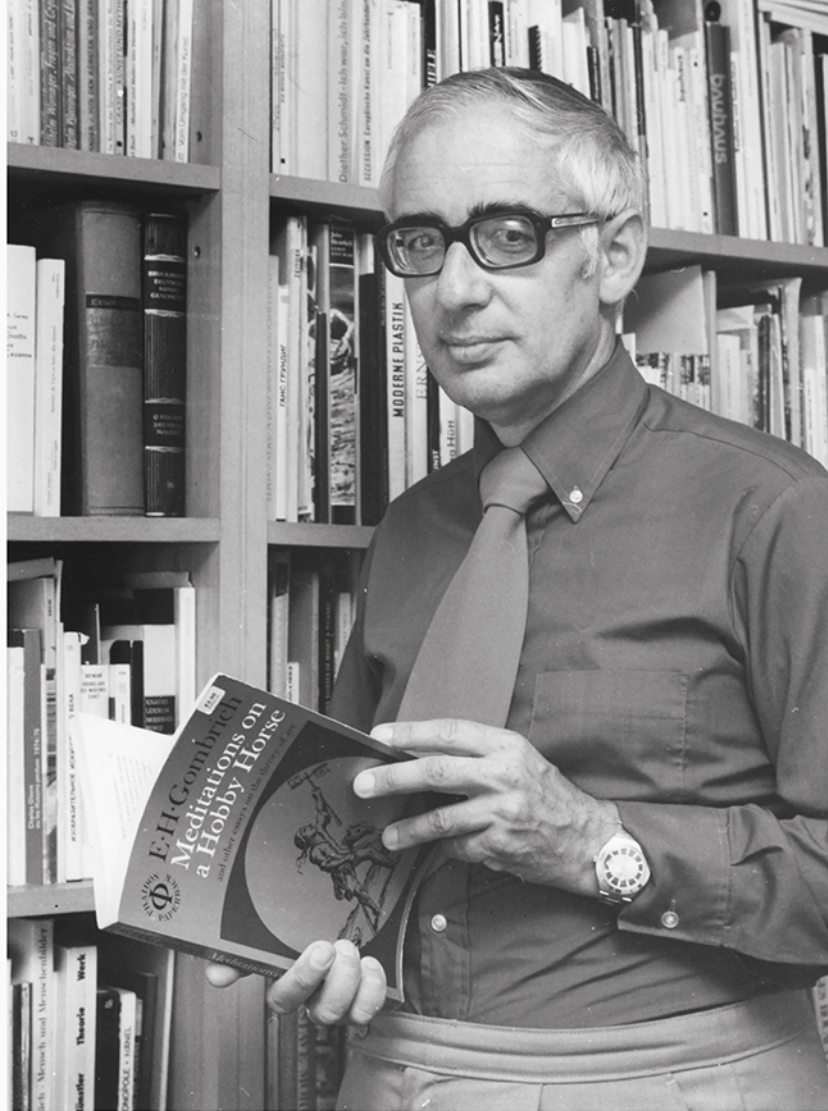




Peter H. Feist

Hauptstraßen und eigene Wege Rückschau eines Kunsthistorikers

Lukas Verlag

Hauptstraßen und eigene Wege

Meinem Sohn und meinen Enkelinnen

Peter H. Feist

Hauptstraßen und eigene Wege

Rückschau eines Kunsthistorikers

Mit einem Nachruf von Horst Bredekamp

Lukas Verlag

Mit freundlicher Unterstützung der Galerie Karger und der Stiftung Poll

KUNSTHANDEL DR. WILFRIED KARGER
DIE GALERIE FÜR FIGURATIVE SKULPTUR



© by Lukas Verlag
Erstausgabe, 1. Auflage 2016
Alle Rechte vorbehalten

Lukas Verlag für Kunst- und Geistesgeschichte
Kollwitzstraße 57
D-10405 Berlin
www.lukasverlag.com

Umschlagfoto: Peter H. Feist in seinem Arbeitszimmer, 1976
Frontispiz: Peter H. Feist, Porträtaufnahme, 2010
Layout, Satz und Reprographie: Alexander Dowe
Druck: Elbe Druckerei Wittenberg

Printed in Germany
ISBN 978-3-86732-231-7

Inhalt

Vorwort	7
Halle, 1947: Studienbeginn	9
Wurzeln	13
Im Krieg	23
Neuanfang 1945	28
Start in Halle: Erste Schritte	33
1950: Ein kontrastreiches Jahr	43
Veränderte Bedingungen	49
Lehrender Assistent in Halle	53
Erstmals Frankreich	62
Auf dem Weg zum Doktor	65
Blickerweiterungen	71
In Berlin unter Strauss	79
Die 1960er Jahre	91
Ereignisse, Probleme, Personen	101
Nach Asien	112
In den 1970er Jahren: Obenauf	116
In der Universität	118
Das Erbe: Tagungen und Ausstellungen	123
Die Kunst ändert sich	132
Internationales in den 1970ern	140
Die 1980er Jahre: Auf und Ab, Teil I	160
USA 1985 und 1986	172
Die 1980er Jahre: Auf und Ab, Teil II	182
Wendungen	190
Unverändert auf verändertem Feld	199
Zurückdenken und Weiterdenken	206
Summa	213
Nachruf von Horst Bredekamp	215
Personenregister	218
Bildnachweis	227



Peter H. Feist, Porträtaufnahme, 2010

Vorwort

Über siebzig Jahre lang führte Peter H. Feist sein Tagebuch, das er als eine Mischung von Terminkalender und Tagebuch im eigentlichen Sinn anlegte. Die siebzig Taschenkalender unterschiedlichen Formats waren die Grundlage für diese Autobiographie und legen deshalb nahe, dass berichtete Daten weitestgehend korrekt sind. Ich kümmerte mich im Jahre 2011 um die technische Fertigstellung des Manuskriptes, für das mein Vater jedoch keinen Verlag fand.

Nach seinem Tode im Juli 2015 gab Professor Peter Betthausen, Co-Autor mehrerer gemeinsam veröffentlichter Bücher, die Anregung, eine Publikation erneut zu versuchen und stellte den Kontakt zum Berliner Lukas Verlag her. Das erwies sich als ein Glücksfall, für den ich beiden zu großem Dank verpflichtet bin. Seitdem besorgten Dr. Frank Böttcher und sein Mitarbeiter Alexander Dowe die Herausgabe nicht nur dieser Autobiographie, sondern zeitgleich auch die einer Sammlung von unveröffentlichten Vorträgen und Texten meines Vaters: *Nachlese. Aufsätze zu Bildender Kunst und Kunstwissenschaft*. Wer das beeindruckende Verlagsprogramm des Lukas Verlages aus den letzten zwanzig Jahren kennt, wird meine Freude gut nachvollziehen können, dass sich gerade dieser Verlag der Herausgabe beider Bücher angenommen hat.

Der Text wurde nahezu unverändert belassen, behutsame Korrekturen betreffen nur Wiederholungen an wenigen Textstellen, Anpassungen an neue Rechtschreibregeln sowie Ergänzungen bei Lebensdaten erwähnter Personen.

Wer sich für Geisteswissenschaften und die Hochschullehre interessiert, wird hier ein weiteres Mal bestätigt finden, dass die Unterschiede zwischen damals und heute im Herangehen an Studium, Wissenschaft, Lehre, Publizieren beträchtlich sind. Dies ist weder neu noch überraschend, verdient aber dennoch unsere Aufmerksamkeit – und vielleicht hilft es sogar dabei, früher Bewährtes erneut als möglichen Weg zu betrachten.

Ebenso bleibt auch über ein Vierteljahrhundert nach dem Ende der DDR vielen unverständlich, warum sich kluge Menschen diesen Ideen und dieser Sache auch nach Kenntnisnahme von zum Teil schwerwiegenden Unzulänglichkeiten verbunden, ja verpflichtet gefühlt haben. Diese Autobiographie versucht, auch hierfür persönliche Erklärungen zu geben. In gewisser Weise illustriert sie die Worte, die Wolfgang Kohlhaase (geb. 1931) nach 1990 schrieb: »... und auch der Reflex jenes Vernünftigen, das gewollt war, wirkt in die Zukunft. Denn das Jahrhundert ist vorbei und alle Fragen, die an seinem Anfang standen, sind, ungemein vergrößert, wieder da.«

Michael Feist
Berlin, im Frühjahr 2016

Hauptstraßen und eigene Wege

Halle 1947: Studienbeginn

Am 1. September 1947 wurde ich an der Universität in Halle als Student angenommen. Das kostete 30 RM [Reichsmark] Einschreibgebühr. Im Juli hatte ich meine Bewerbung abgegeben; am 25. August war die Zulassung gekommen. Die Zulassungskommission, der auch Vertreter des Studentenausschusses angehörten, hatte offenbar sowohl mein Abiturzeugnis als auch das politische Verhalten des Oberschülers Feist befriedigend gefunden. Einen Tag lang hatte ich erwogen, die Zulassung zurückzugeben, weil mein Vater erkrankt war und ich meinte, die häusliche Hilfe vor allem bei der schwierigen Beschaffung von Lebensmitteln jetzt nicht einstellen zu dürfen. Zum Glück hielt mein Vater mich davon ab. Am 8. September fing es richtig an, mit Gängen zu Ämtern und Zimmersuche. Am Abend hörte ich mir Beethovens IX. im Stadtschützenhaus an.

Im Erdgeschoss des Melanchthonianums, das die Martin-Luther-Universität nach dem *praeceptor Germaniae* benannt hatte, hing das Schwarze Brett mit den Ankündigungen der Lehrveranstaltungen, mehrere schwarz gerahmte, flache Glaskästen. »Im Wintersemester gedenke ich zu lesen...« stand da, *publice*, also für jeden zugänglich, oder *privatim*, nach Anmeldung. Ich war wissensdurstig, durchaus von mir überzeugt, und hatte ein klares Berufsziel: Professor für Kunstgeschichte. Zwei Nebenfächer waren nötig. Als solche wählte ich, ziemlich konventionell, Archäologie und Geschichte. Kunstgeschichte war allerdings von der übergeordneten Behörde, der neuen Landesregierung von Sachsen-Anhalt, noch nicht wieder als Hauptfach genehmigt. Vorläufig musste Geschichte diesen Platz einnehmen. Ich stellte mir einen voll gepackten Stundenplan zusammen und bedauerte, wenn zwei Veranstaltungen, die ich gern besucht hätte, gleichzeitig angesetzt waren. Weil gerade keine mich direkt angehende Vorlesung stattfand, ich aber unbedingt das Student-Sein erleben wollte, hörte ich mir am 9. September eine Stunde lang, d. h. die akademische Stunde von 45 Minuten, den Germanisten Ferdinand Joseph Schneider (1879–1954) an. Er las im Auditorium maximum, dem amphitheatralisch angelegten Hörsaal im zweiten Geschoss des Melanchthonianums. Später erfuhr ich, dass »Fe-Jo« als einer der Ersten unter den Hochschullehrern den Expressionismus ernst genommen hatte. Gemeinhin galt Zeitgenössisches der deutschen »akademischen« Zunft noch als unseriös. Jetzt vermied Schneider aber diesen Gegenstand. »Moderne«, als »Dekadenz« angesehen, wurde in der sowjetischen Besatzungszone gerade politisch suspekt.

In Kunstgeschichte gab es zwei Lehrer, die jeder zwei Stunden Vorlesung und zwei Stunden Übungen oder Seminar pro Woche hielten. Professor Wilhelm Worringer (1881–1965), dessen ruhmreicher Name mir schon vertraut war, las über »Altniederländische Malerei« und ließ in »Stilkritischen Übungen« Referate über die unterschiedlichsten Themen halten. Dozent Dr. Hans Ju-

necke (1901–1994) behandelte »Grundzüge der romanischen und gotischen Architektur«, übte über Barockarchitektur, wozu er schon bei der italienischen Frührenaissance einsetzte, und ging bald mit uns auch auf kurze Exkursionen. Die erste führte auf die Heidecksburg in Rudolstadt in Thüringen, wo uns abends der dort wohnende Maler Hofmann die Gelegenheit bot, seine abstrakten Gemälde zu diskutieren. Dr. Junecke war, wie uns später bewusster wurde, ein Bewunderer der Moderne. Bei den Klassischen Archäologen, die mit den übrigen Altertumswissenschaftlern im Robertinum behaust waren, einem nach dem Archäologen Carl Robert benannten imposanten Gebäude am Rande des Universitätsplatzes, las Professor Herbert Koch (1880–1962) über »Römische Kunst«, übte mit den Anfängern Formanalysen vor Gipsabgüssen und hielt ein Kolloquium für Fortgeschrittene. Tollkühn ließ ich mir dort gleich ein Referatthema geben. Für die Archäologie erschien mir Griechisch unerlässlich, das ich im Unterschied zu Latein in der Schule nicht gelernt hatte. Also: Anfängerkurs, jeweils drei Stunden mittwochs und samstags. Schon im nächsten Semester ließ ich es aber – leider – bleiben. Geschichte begann mit »Das alte Rom« bei dem faszinierenden Professor Franz Altheim (1898–1976), dreimal wöchentlich früh um 9 Uhr. Professor Martin Lintzel (1901–1955) las über »Geschichte der Karolinger- und Ottonenzeit«. Freiwillig ging ich in die Theologische Fakultät, um Professor Kurt Aland (1915–1994) über »Das altchristliche Rom (Die ältesten Kirchen)« zu hören. Bei den Philologen interessierte mich die Geschichte des Islam unter den Abbasiden von Professor Johannes Fück (1894–1974), und bei dem pensionierten Bibliotheksdirektor Dr. Carl Wendel war ich einer seiner wenigen Hörer für »Die Bibliotheken des Altertums«. Mein Interesse rührte ihn wohl so sehr, dass er mir nach Semesterende per Post einen Sonderdruck eines Aufsatzes schickte. Der marxistische Philosoph Dr. Georg Mende (1910–1983) las die Pflichtvorlesung für Hörer aller Fakultäten »Die soziale Problematik der Gegenwart«, frühe Vorläuferin des späteren »Marxismus-Leninismus Grundlagenstudiums«, die ich meistens schwänzte. Man musste nur Sorge tragen, dass man – wie in allen Vorlesungen – sein Studienbuch dem Dozenten am Semesteranfang zum An- und am Semesterende zum Abtestat per Unterschrift vorlegte. Wichtig nahm ich hingegen »Rede und Redegestaltung für Fortgeschrittene« bei Professor Richard Wittsack (1887–1952). Zu ihm stieg man ins verwinkelte Untergeschoss des Melanchthonianums hinab, um englische Parlamentsreden aus dem 19. Jahrhundert zu analysieren oder ein Kunstwerk auswendig und aus dem Gedächtnis und dennoch möglichst überzeugend zu beschreiben. Anschließend wurde das an einer Diaprojektion und der auf Wachsplatte festgehaltenen Analyse überprüft. Ich wählte mir den *Judaskuss* aus Giotto's Fresken in der Arenakapelle zu Padua aus. Für die meisten Lehrveranstaltungen war ein Unterrichtsgeld von 2,50 RM pro Wochenstunde, dazu eine Studiengebühr von 80 RM pro Semester

und 13 Mark »Wohlfahrtsgebühren pp.« zu entrichten. Dafür stand man in der Semestermitte eine dreiviertel Stunde in der Quästur an. Sie befand sich wie das Rektorat und die Juristische Fakultät in dem nach dem Rechtsgelehrten Thomasius benannten Thomasianum am Universitätsplatz.

Zwischen den Vorlesungen saß ich, abgesehen von Besorgungen in der Stadt, lesend in der Universitätsbibliothek, im Robertinum und bald vor allem zwischen den gut gefüllten, alten, hohen Bücherregalen des Kunsthistorischen Instituts, auf denen Gipsabgüsse von Renaissancebüsten standen, die wir später einmal anlässlich eines Institutsfestes mit Bemalungen verunstalteten. Damals verachteten junge, unwissende Kunsthistoriker solche unechten Werke. Das Institut war neben der Uni in der abschüssigen Gasse Am Kaulenberg zwei Treppen hoch im rückwärtigen Teil eines Bankgebäudes untergebracht. Das Eingangsportal, das früher in ein Weinrestaurant geführt hatte, bekrönte ein Bacchus. Nachdem ich in Worringers »Stilkritischen Übungen« das erste Studentenreferat gehört hatte, bewarb ich mich in meiner dritten Studienwoche auch um ein solches. Bei der Assistentin Fräulein Dr. Friedel Scharioth, einer ältlichen, verhuscht wirkenden Person, die schon unter Worringers Vorgänger Wilhelm Waetzoldt (1880–1945) ihre Arbeit verrichtet hatte, und nicht mehr wissenschaftlich tätig war, lag eine Themenliste in Worringers schöner, kleiner Handschrift. Weniger schwierige Themen hatte er als »auch für Nebenfächler« gekennzeichnet. Ich entschied mich für die Ikonographie der Bekehrung des Paulus. Der Professor bestätigte das wenige Tage später und versah mich mit einem Zettel, auf den er als Literaturangabe einen älteren Aufsatz zu diesem Thema und ein paar Beispiele geschrieben hatte. Nun konnte es richtig losgehen.

Mittags und abends ernährte ich mich abwechselnd in verschiedenen Gaststätten oder in der Mensa (im »Haus der Universität«, Harz 41), so weit die Brot-, Fett- und Fleischmarken der Lebensmittelkarten reichten, und von markenfreien Kohlsuppen und ähnlichem. Besonders begehrt waren die großen Terrinen grüner Tomaten, die es mittags im Souterrain der Fleischerei Koegel in der Großen Steinstraße gab. Abends war der »Egerer Hof« beliebt, der von den häufigen Stromsperren verschont blieb, weil er mit am Kabel des benachbarten Stadtbades hing, in das ich auch zum Wannenbaden ging. Stromsperren wegen Kohlemangels unterbrachen auch manche Vorlesung. Zeit, Kraft und Geld reichten noch zu Kinobesuchen – *Ehe im Schatten*, neue französische, englische, amerikanische und sowjetische Streifen oder Altes von der Ufa –, zu erstaunlich häufigen Konzerten, die z. B. in der Universitätsaula stattfanden, und natürlich zum Semesterball im Stadtschützenhaus nach der Immatrikulationsfeier am 22. Oktober.

Über eine persönliche Bekanntschaft fand ich in der zweiten Woche ein kleines, dunkles Zimmer für 30 RM, das mir das Wohnungsamt nach einigem Hick-Hack zusprach, und das ich bald mit einem ehemaligen Mitschüler teilte,

der Musik studierte und zum Glück häufig abwesend war. Die kleine Villa unter Bäumen, schräg gegenüber der Universitätsbibliothek, gehörte der Witwe eines Professors mit Namen Seeligmüller und hatte davor dem Theologieprofessor Müller gehört, der gern Vorlesungen über das Thema »Sünden« gehalten hatte. So war der Scherzvers überliefert: »Nun zieht der sündige Seeligmüller ins Haus des seligen Sünden-Müller«. Ich sündigte nicht, musste dennoch büßen, weil es nach einem ungewöhnlich heißen Sommer, der zu einer katastrophalen Missernte führte und bis in den September anhielt, bald ungewöhnlich winterkalt wurde. Ich registrierte 3–6 Grad im Zimmer; der Atem wehte als weißes Wölkchen. Auf der Marmorplatte des Nachttischchens stand ein Elektrokocher, auf dem ich gelegentlich Mohrrüben in einem merkwürdig geformten Töpfchen kochte, das nach dem Krieg aus irgendeinem militärischen Gerät gefertigt war. Die allgemeine miserable Wirtschaftslage wurde den Studenten dadurch etwas erleichtert, dass sie sich Sonderzuteilungen aus den Erträgen der Universitätsgüter abholen konnten: mal Kartoffeln, mal eine Flasche Leinöl, wöchentlich ein Kommissbrot. Ich teilte es, wie das viele taten, mit Kerben in Tagesrationen ein.

Besorgt verfolgte man die politische Entwicklung in der Welt. Die Alliierten wollten sich auf vielen Konferenzen nicht über die Behandlung Deutschlands einigen und verwandelten sich in immer feindseligere Kontrahenten. In meinem Umfeld dachte niemand pro-sowjetisch, ich auch nicht.

Die Dinge des Studiums standen freilich ganz im Vordergrund. Bei den Archäologen machten wir mehrmals »Ehrendienst« beim Umräumen der Gipsabgüsse, weil Platz für etwas Anderes gebraucht wurde. Die *Laokoongruppe* auseinanderzunehmen war anstrengend. Bei der traditionsgemäß jedes Jahr im Dezember stattfindenden Winckelmann-Feier wurde nach der Festveranstaltung im Audimax mit Vortrag und Händelschem *Concerto grosso* ein heiteres Studentenprogramm im Robertinum geboten, bei dem ich mitspielte, und dann bis früh um 5.30 Uhr getanzt. Bei den Historikern ging ich in der Menge der Studenten unter, ohne zunächst besondere Kontakte zu knüpfen. Bei den Kunsthistorikern merkte ich bald, wer die Intelligentesten und Anregendsten unter denen waren, die schon ein Jahr früher mit dem Studium begonnen hatten. Ich war mächtig stolz, als mich einer von ihnen am 20. November nach seinem gebührend gelobten Referat in Worringers Übungen zur Nachfeier in seine Studentenbude lud. Es war Klaus Geitel (geb. 1924), der nicht nur durch Wissen, Eloquenz und geistvollen Witz bestach, sondern auch dank des familiären Hintergrunds einer Berliner Fabrik über mehr Spirituosen verfügte als andere. Später wurde er in West-Berlin ein namhafter Kritiker, vor allem des Tanztheaters. Damals bildete er zusammen mit dem energiegeladenen Hilfsassistenten Wulf Schadendorf (1926–1985), einem Arztsohn aus Sachsen, der in einem winzigen Verschlag im Institut wohnte, den Kern einer kleinen Gruppe, die sich bald mit Genehmigung des Studentenrates öffentlich bemerkbar

machte: mit Vorträgen über moderne Kunst. Ich durfte mich ihr anschließen, und noch vor Semesterende zu Weihnachten hatten wir zwei Vortragsthemen für mich vereinbart.

Jeden Samstag fuhr ich mit dem Zug nach Hause, oft schon 4.05 Uhr, spätestens 6.23 Uhr. Vor- und manchmal auch noch nachmittags ging es dann per Rad oder zu Fuß zu Bauern und Gärtnern in der näheren und weiteren Umgebung, die mein Vater als Arzt behandelt hatte, so dass Hoffnung bestand, bei ihnen ein Säckchen Kartoffeln, einen Beutel Mehl oder etwas Gemüse, vielleicht ein Stück Fleisch für unsere Familie zu bekommen. Manchmal blieb es vergeblich. Für das ganze Jahr 1947 registrierte ich, etwa 540 Kilometer mit dem Fahrrad und 40 Kilometer zu Fuß unterwegs gewesen zu sein, die Wege innerhalb der Stadt nicht mitgezählt. Mein Vater war im Oktober in Halle am Magen operiert worden und erholte sich nach Komplikationen nur langsam. Sonntag abends oder montags um 5.03 Uhr ging es wieder nach Halle, manchmal mit längerer Verspätung. Um 9 Uhr c.t. begann Professor Altheim, energisch auf dem Podium hin und her gehend, lebhaft über altrömische Geschichte zu dozieren.

Wurzeln

Zu Hause war ich damals in der Lutherstadt Wittenberg. Die Heimat lag woanders. Wir waren Umsiedler aus Böhmen. Historiker wissen, wie wichtig Herkunft und frühe Erfahrungen sind. Sie machen viel vom späteren Verhalten und Denken verständlicher. Mein Vater, Georg H. Feist, von dessen Wesensart viel auf mich überging, stammte aus Arnau (heute Hostinné) am Südfuß des Riesengebirges und Oberlauf der Elbe. Er war Jahrgang 1892. Seine Vorfahren waren zumeist Müller gewesen, aber auch ein Revierförster war darunter, mein Ururgroßvater. Sein überschwänglich lobendes, üppig kalligraphiertes Lehrzeugnis vom Januar 1805 und sein elegantes klassizistisches Profilporträt in einer guten alten Kopie hängen in meinem Arbeitszimmer. Mein Großvater Heinrich Feist hatte als Kind geholfen, Mehl nach Trautenau (Trutnov) zu schaffen, als dort 1866 die Verwundeten des preußisch-österreichischen Krieges, die Adolf Menzel zeichnete, versorgt werden mussten. Später wurde er leitender »Privatbeamter« einer Textilfirma, die in Heimarbeit Stoffe weben ließ. Die Eltern seiner Frau, einer geborenen Emilie Baudisch, waren Tuchmacher, betrieben aber auch die Fremdenpension »Elisenvilla« im Kurort Johannisbad (Janské Lázně), mit dem auch ich viele Erinnerungen verknüpfen konnte. Diese Großeltern lebten nicht mehr, als ich zur Welt kam.

Mein Vater, der zwei Schwestern hatte, die beide für mein Leben wichtig werden sollten, konnte ab 1911 in Prag an der deutschen Karlsuniversität Medizin studieren. Er lehnte die »schlagenden Verbindungen« von Studenten



Peter H. Feist im Alter von vier Jahren, 1932

ab, schloss sich nur einer liberalen »Lese- und Redehalle deutscher Studenten« an. Im folgenden Jahr besuchte er seine ältere Schwester Loni in Berlin. Sie war schon mit dem rheinischen Fabrikantensohn Kurt Hoesch verheiratet, der zu dieser Zeit als Assistent des Chemikers Emil Fischer an der Universität arbeitete. Jahrzehnte später saß mein Sohn als angehender Chemiker oft im Emil-Fischer-Hörsaal. Mein Vater musste kurz vor dem Abschluss sein Studium unterbrechen, um im Ersten Weltkrieg gemeinsam mit einem Freund freiwillig als Sanitätsarzt der k.u.k. Armee Kriegsdienst zu leisten. Was er, zweimal verwundet, von den Schrecken der Kämpfe in Galizien, Rumänien, am Isonzo und in den Dolomiten erzählte, prägte sich mir früh ein. In unserer Wohnung hing ein schönes Frauenbildnis im Renaissancestil. Vater hatte es in einer zerstörten Villa in Oberitalien aus dem Rahmen geschnitten und mitgebracht. Im Frühsommer 1918 konnte er noch einen dreimonatigen Studienurlaub in Prag wahrnehmen. Nachdem er, nun in der Tschechoslowakei, im Juli 1919 promoviert hatte und als Assistent an der Prager Chirurgischen Universitätsklinik arbeitete, heiratete er 1923 Isolde, eine neunzehnjährige, schöne, dunkelhaarige,